



Wenn es um Inklusion geht, ist zunächst danach zu fragen, warum Menschen ausgeschlossen sind, welche Mechanismen und Interessen dahinter stehen. Und unsere Geschichte ist nicht der einzige, aber auch ein Grund.



Bis Mitte des 19. Jahrhunderts zerbrachen alte Unterstützungsstrukturen. Die Menschen mussten bis zu 14 Stunden in der Fabrik arbeiten und hatten keine Zeit mehr, sich um andere Angehörige zu kümmern. Das ist die Zeit, in der die großen Anstalten entstanden sind. Und damit hatten Ärzte auch erstmals die Gelegenheit, eine größere Anzahl behinderter Menschen zu betrachten, zu vergleichen und zu kategorisieren und in Diagnosen einzuteilen.

Bis in die 1950er Jahre waren die Menschen, die wir heute „geistig behindert“ nennen, „krank“. „Schwachsinn“ oder Oligophrenie war eine unheilbare Krankheit und fiel in die Zuständigkeit der Psychiatrie. Das war die Zeit, in der „sauber, satt und trocken“ ein großer Fortschritt war.

Das änderte sich erst Ende der 1950er Jahre ganz langsam und da sind wir schon bei der Lebenshilfe. 1958 als Bundesverband gegründet und 1964 hier in Germersheim und an vielen anderen Orten. Damit begann der Wechsel vom Schwachsinn als Krankheit zur Geistigen Behinderung als pädagogisches Thema

Seitdem hat sich das Hilfesystem immer weiterentwickelt. Manchmal kamen Impulse von Fachleuten, oft aber aus dem Ausland (wie das Normalisierungsprinzip) und von den behinderten Menschen selber, die uns zu Recht manchmal unsanft auf die Füße getreten sind.

Seitdem hat sich viel getan. „Sauber, satt und trocken“ ist nicht mehr Ziel, sondern sollte selbstverständliche Basis der Begleitung sein. Mit der langsam dämmenden Erkenntnis, dass Menschen mit geistiger Behinderung etwas lernen, sich entwickeln können und dass

nicht alles von der Biologie vorherbestimmt ist, haben wir in den 1970er Jahren begonnen, „Förderung“ als unsere Aufgabe zu sehen. Wir haben viele Konzepte ausprobiert, und noch mehr haben wir nicht umgesetzt, sondern nur auf das Türschild und in die Leitbilder geschrieben.

In der Tat hat die Behindertenhilfe eine jahrzehntelange Übung darin, Begriffe zu übernehmen, ohne ihre Praxis groß zu verändern. In den 1980er Jahren wurde plötzlich alles, was wir bisher gemacht hatten, zur Therapie. Es gab Basteltherapie, Balltherapie, Gartentherapie, Schwimmtherapie, Freizeittherapie, Waldtherapie... Etwas später haben wir nicht mehr therapiert, auch nicht einfach betreut, sondern assistiert. Nun wurde alles, was wir bisher gemacht hatten, Assistenz. Etwas später erlaubten wir behinderten Menschen, dass sie sich selber aussuchen können, ob sie Marmelade oder Käse auf ihr Frühstücksbrot haben möchten und das nannten wir dann „Empowerment“. Zurzeit ist alles personenzentriert. Es gibt wohl keine Einrichtung, die von sich sagt „Wir arbeiten nicht personenzentriert“.

Und da sind wir schon bei der Inklusion. Alles Mögliche wird mit dem Begriff „Inklusion“ veredelt. Inklusion hat eine Art „romantische Anziehungskraft“ für eine goldene Zukunft, in der sich alle lieb haben.



Bis zur Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention war Inklusion ein Fachbegriff der Systemtheorie und nur in diesen soziologischen Kreisen geläufig. Aber schon kurz nach Inkrafttreten der BRK in Deutschland wurde der Begriff zum scheinbaren Leitbegriff. Fast alle Maßnahmen der Behindertenhilfe mit dem Attribut „inklusive“ veredelt. In den Institutionen wurde eifrig von Integration auf Inklusion umetikettiert.

Wissenschaftler*innen überschlugen sich, um die angeblich großen Unterschiede der alten

Integration zur ganz neuen Inklusion aufzuzeigen. Die dabei vorgenommene Unterscheidung war und ist häufig sehr oberflächlich und erschöpft sich oft in bunten Diagrammen mit vielen farbigen Punkten, und sie ist ahistorisch, weil sie die Ergebnisse und Erkenntnisse der Kämpfe zum Beispiel von Eltern für Integration nicht zur Kenntnis nimmt. Im Gegenteil: Eltern, die früher dafür gekämpft haben, dass ihr behindertes Kind einen Regelkindergarten besuchen darf und dabei nur von sehr wenigen Sonder- und Behindertenpädagogen unterstützt wurden, mussten sich jetzt sagen lassen, dass sie mit ihren Bemühungen um Integration die Kinder nur in das bestehende System einpassen wollten.

Seitdem erscheint Inklusion als Schlagwort in den Leitbildern fast aller Einrichtungen. Georg Feuser hat mal gesagt, das ist die Integration der Inklusion in die Segregation.

Und dann haben wir ein Bundesteilhabegesetz bekommen. Durch das BTHG wurde das Sozialgesetzbuch IX neu gefasst und zahlreiche weitere Gesetze geändert. Inzwischen haben 16 Bundesländer 16 verschiedene Landesausführungsgesetze mit 16 verschiedenen Namen, entsprechend viele Landesrahmenverträge und 16 verschiedene Instrumente zur Hilfebedarfserhebung verabschiedet.

Mit dem BTHG soll das deutsche Recht an die UN-Behindertenrechtskonvention angepasst werden und das Recht der Eingliederungshilfe aus dem Sozialhilferecht des SGB XII und der Tradition der Armenfürsorge herausgelöst werden, was einer alten Forderung der Selbsthilfe-Bewegung behinderter Menschen entsprach. Behinderte Menschen sollen mehr Möglichkeiten zur Teilhabe und mehr Selbstbestimmung bekommen, bei der Gestaltung seiner Unterstützung soll der einzelne Mensch im Mittelpunkt stehen. Wir sind nicht mehr die Fachleute im weißen Kittel, die wissen, was für die Behinderten gut ist. Menschen mit Behinderung sind keine Patienten mehr, auch keine Problemfälle, Hilfe ist kein Akt barmherziger Fürsorge, sie müssen auch nicht ein Leben lang gefördert werden, sondern sie sind in erster Linie gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger, Mitglieder unserer Gesellschaft, die ein Recht haben, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

Das ist die Idee der BRK und des BTHG, gesellschaftliche Teilhabe, und das meint Inklusion.

Aber die Seite der Gesetzgebung ist ja nur die eine. Ein schönes Gesetz allein reicht nicht aus. Das beschreibt eine Kolumne von Roland Frickenhaus anschaulich: <https://roland-frickenhaus.de/inklusion-braucht-infrastruktur>

„Veränderungsinitiativen ... konzentrieren sich normalerweise darauf, in dem anderen etwas zu verändern, in dem System oder darauf, einen externen Veränderungsprozess zu implementieren.

Die Akteure fixieren sich auf ein externes Objekt und selten darauf, was ‚ich‘ oder ‚wir‘ tun müssen, damit das System sich verändern kann.“

Otto Scharmer

Inklusion bezieht sich auf die Lebensumgebung, aktuell nennen wir das den Sozialraum. Den müssen wir auch in den Blick nehmen.

Wir brauchen beides, den Blick auf den Sozialraum, aber auch den Blick auf den Menschen.

Selbst wenn es gelingt, auf der institutionellen Ebene inklusive Strukturen zu etablieren, entsteht noch keine inklusive Gesellschaft. Georg Theunissen berichtet von einer Gemeinde in USA, in der Menschen mit

Behinderung in zentral gelegenen kleinen Wohngemeinschaften mit fünf Bewohnern leben. Es gibt aber keine öffentlichen Einrichtungen. Schwimmbäder, Sportcenter oder kulturelle Angebote sind privatisiert. Menschen mit Behinderungen können sich die Teilnahme schlicht nicht leisten. Inklusion ist nur auf Ebene von Teilsystemen möglich, selbst wenn Menschen mit Behinderung scheinbar inkludiert in der Gemeinde leben, können sie von gesellschaftlicher und kultureller Teilhabe ausgeschlossen sein und Exklusion erleben.

Und die Strukturen sind längst nicht alles.

„Ein Kind mit ‚besonderen Bedürfnissen‘ nimmt den ‚besonderen Bus‘, um ‚besondere Hilfe‘ zu kriegen, in einer ‚besonderen Schule‘, durch ‚Lehrer für besondere Erziehung‘, um es auf ein ‚besonderes Leben‘ in einem ‚besonderen Haus‘ vorzubereiten und um in einer ‚besonderen Werkstatt‘ zu arbeiten.“
Raúl Aguayo-Krauthausen



Es reicht nicht, die Menschen aus den Anstalten herauszuholen, wir müssen auch die Anstalt aus den Menschen herausholen, aus den behinderten Menschen, aber auch aus uns Mitarbeitenden und aus unseren Organisationen und Strukturen.

200 Jahre Ideologie der Aussonderung lassen sich nicht einfach abschütteln, individuell nicht und als Hilfesystem mit seinen Strukturen und Interessen schon gar nicht. „Haltung lässt sich nicht überziehen wie ein Berufskittel. Man eignet sie sich auch nicht ein für allemal an und ‚hat‘ sie dann. Sie zu verwirklichen, ist ein ständiger Prozess“ (Pörtner 2013, 120).

Wir sind bestenfalls Ratgeber, können Anregungen geben und dabei unterstützen, selber den richtigen Weg zu finden, und zwar nicht in unseren Sondersystemen, sondern draußen, in der Gesellschaft. Wir sind nicht Herrscher über unsere Klienten, auch nicht über die Frage „ja oder nein“ zur Inklusion oder Teilhabe. Wir stehen in der Bringschuld und Verantwortung, ein menschenrechtsbasiertes Teilhabesystem zu entwickeln und umzusetzen (vgl. Feuser 2012, 12). Das kann man Inklusion nennen.

„Es geht nicht um *Ausflüge* in die ‚normale‘ Lebenswelt, sondern um eine *Vermischung* der Lebenswelten von Menschen mit und ohne Behinderung. Das bedeutet nicht, dass alle Aktivitäten immer gemeinsam stattzufinden haben oder dass es keine speziellen Angebote von und für Menschen mit geistiger Behinderung mehr geben darf.“
Klaudia Erhardt, Katrin Grüber

Das hört sich nicht nur nach Utopie an, das ist es auch. „Utopien können gefährlich werden, wenn sie in die Hände von Leuten geraten, die aus ihnen mit aller Macht Wirklichkeit machen wollen. Aber Utopien sind ein großartiges Mittel, um Denken und Wünschen zu üben“ (Welzer 2013, 136). Ein Nachdenken über eine utopisch erscheinende Zukunft zieht Überlegungen nach sich, wie Gegenwart zu verändern ist.

Es ist also nicht so einfach mit der Inklusion. Wir müssen bei uns selber anfangen. Georg Feuser hat mal gesagt: „Inklusion fängt in den Köpfen an – in unseren.“

Und dazu müssen wir unser Denken öffnen. Auch das ist nicht so einfach. Robert Jungk hat das „Zeitgefängnisse“ genannt. Es fällt uns schwer, uns etwas vorzustellen, was ganz außerhalb unserer bisherigen Erfahrungen liegt.

Zeitgefängnisse

„Es werden höchstens 5000 Fahrzeuge gebaut werden. Denn es gibt nicht mehr Chauffeure, um sie zu steuern.“
Gottlieb Daimler

„Das Auto ist fertig entwickelt. Was kann noch kommen?“
Karl Benz um 1920

„Ich glaube an das Pferd. Das Automobil ist nur eine vorübergehende Erscheinung.“
Kaiser Wilhelm II

„Vernünftige und verantwortungsbewusste Frauen wollen gar nicht wählen.“
US-Präsident Grover Cleveland 1905

Jetzt erscheint es vielen unvorstellbar, dass behinderte Menschen, gar mit schweren und mehrfachen Behinderungen, außerhalb unseres beschützenden Milieus von Heimen wohnen oder am Arbeitsleben teilhaben. Uns davon zu lösen, fällt uns mitunter noch etwas schwer.

Inklusion, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, soll gemeindenah angeboten und unterstützt werden. Das betrifft alle Lebensbereiche und Lebensalter,

den Kindergarten, die Schule, die Teilhabe am Arbeitsleben, das Wohnen und die Freizeit. Natürlich darf es auch mal die Behindertendisko im Freizeitclub der Lebenshilfe am Freitag um 15 Uhr sein. Aber jeder behinderte Mensch sollte zumindest auch die Möglichkeit haben, Samstag um 21 Uhr in die ganz normale Disko zu gehen und dafür Unterstützung zu bekommen.

Und Inklusion ist nicht teilbar. Die Behindertenrechtskonvention und Inklusion kennen kein Zwei-Klassen-System, das zwischen „inklusionsfähigen“ und „inklusionsunfähigen“ behinderten Menschen unterscheidet.

Andreas Fröhlich beklagt, dass Inklusionsbemühungen häufig nur für Personen mit „Harmlosigkeitsvermutung“ gelten und nennt es „die Inklusion der Harmlosen“ (Fröhlich 2012, 79f). Es droht die Gefahr, dass Menschen mit schweren Behinderungen in den Heimen verbleiben, während die anderen Bewohner mit geringerem Hilfebedarf „ambulantisiert“ werden, dass sie in den Tagesstätten bleiben, wenn die anderen unterstützt beschäftigt werden.

Und schließlich ist Inklusion nicht umsetzbar, „ohne dass entsprechende gesellschaftliche Prozesse stattfinden, die primär politischer und nicht pädagogischer Natur sind.“ (Feuser 2011, 87) Eine inklusive Gesellschaft ist ohne Gestaltung nicht zu haben und die kostet Geld.

Aber letztlich ist das auch noch nicht die Frage, es ist keine Frage von Kosten, sondern eine Frage politischen Willens. Wenn man andere große Vorhaben wie die Wiedervereinigung Deutschlands oder die Rettung der Banken vor der griechischen Zahlungsunfähigkeit oder die derzeitige Aufrüstung unter dem Vorbehalt der Finanzierbarkeit betrachtet hätte, wären sie nicht möglich gewesen. Es wurde politisch gewollt, deswegen war es bezahlbar. Wir sind kein armes Land und leben in keiner armen Welt. Inklusion ist auch eine Verteilungsfrage, eine Frage politischer Prioritäten.

Inklusion ist so etwas, was in der Persönlichen Zukunftsplanung der Nordstern genannt wird. Der Nordstern dient Seefahrern als Orientierung, hilft ihnen, die richtige Richtung einzuschlagen. Man will nicht zum Nordstern hinfahren, aber er weist den Weg für die nächsten Schritte, hilft bei Entscheidungen. Bauen wir als Landkreis eine neue Förderschule oder wenden wir das Geld auf, um behinderte Kindern in der Regelschule zu unterstützen. Eröffnen wir eine neue Werkstatt oder ein neues Wohnheim, oder setzen wir Planungsenergie und Finanzen dafür ein, uns alternative Modelle zu überlegen. Für solche Entscheidungen hilft der Nordstern Inklusion.

Natürlich muss sich noch viel ändern, in der Gesellschaft, bei uns, in den Ausbildungen, in den Haltungen, und wie es später mal wird, wissen wir noch nicht. Aber wir fangen an.

„Ein modernes Teilhabeverständnis sieht Leistungen der Eingliederungshilfe nicht vorrangig als Förderung von Fähigkeiten, sondern als Gestaltung der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Teilhabe setzt kein ‚Mindestmaß‘ an Fähigkeiten voraus“

Deutsche Heilpädagogische Gesellschaft



Alle kriegen zwar „rote Backen und feuchte Augen“ wenn sie Inklusion hören und sagen, aber es erfordert „die Mühsal der Umsteuerung und die Bereitschaft, sich auf einen zehn - bis 20-jährigen Prozess mit nicht unbedingt sicherem Ausgang einzulassen.“

Wolfgang Hinte

Inklusion ist das einfache, was schwer zu machen ist. „Alle gehören dazu, keiner ist ausgeschlossen“ hört sich toll an, braucht aber viel Durchhaltevermögen. Es ist nicht nur eine Baustelle, es hat etwas zu tun mit Politik, mit Strukturen, mit Ausbildung, mit Haltung und vieles mehr. Inklusion ist eine Vision, ein Ziel. Aber wie das so ist bei Zielen, wichtig ist,

das man losgeht, auch wenn es zu Anfang ruckelt und das eine oder andere nicht funktioniert. Wenn wir auf den großen gesamtgesellschaftlichen Entwurf warten nach dem Motto: „Wenn die Inklusion fertig ist, dann machen wir auch mit.“ wird es nicht gelingen.

Um es mit dem italienischen Psychiater Franco Basaglia zu sagen:

„Es kommt darauf
an, das Andere
nicht nur zu
denken,
sondern es zu *machen*.“



Franco Basaglia

Literatur und Quellen beim Verfasser:

info@heinz-becker-bremen.de

www.heinz-becker-bremen.de